

GIUSEPPE GRASSONELLI
CARMELO SARDO

**RACHE AN
COSA NOSTRA**

**Erinnerungen an mein
Leben als Mafiaboss**

BASTEI ENTERTAINMENT ■■■■▶

Über die Autoren

Carmelo Sardo, Journalist und Autor, befasst sich bereits seit den frühen Achtzigerjahren mit der Mafia. Rache an Cosa Nostra entstand aus den intensiven Gesprächen, die er mit dem ehemaligen Mafiaboss Giuseppe Grassonelli führte.

Giuseppe Grassonelli gründet als junger Mann die Stidda, eine berüchtigte sizilianische Mafiaorganisation, und übt Rache an der Cosa Nostra. 1992 wird er verhaftet und verurteilt. In Haft beginnt er, über seine Taten nachzudenken und sie zu bereuen. Er nutzt seine Zeit im Gefängnis und hat dort erfolgreich ein Literaturwissenschaftsstudium abgeschlossen. Gemeinsam mit dem Journalisten Carmelo Sardo hat er »Rache an Cosa Nostra« geschrieben und dafür den renommierten Sciascia-Racalmare-Preis erhalten.

Giuseppe Grassonelli und Carmelo Sardo

RACHE AN COSA NOSTRA

Erinnerungen an mein Leben als Mafiaboss

Übersetzung aus dem Italienischen
von Ingrid Ickler

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Titel der italienischen Originalausgabe:
»Malerba«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2014 by Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Lucia Weiß und Svenja Monert, Berlin
E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-1281-2

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für meinen lieben Freund Carmelo Sardo.
Ich habe das »Böse«, den Hunger und die soziale Isolation
erlebt. Doch als du in mein Leben getreten bist, wurde es
hell, wie durch eine Sonne, die mich von innen erleuchtet
hat.
G. G.

Für Giuseppe, der zurückgekehrt ist und etwas zurückgibt.
Für all jene Giuseppes, die im Gefängnis »lebendig
begraben«, aber in der Legalität zurück sind.
C. S.

Nitimur in vetitum semper cupimusque negata.

OVIDO

Ich feiere mich selbst und singe mich selbst,
Und was ich mir herausnehme, solltest auch du dir
herausnehmen,
Denn jedes Atom, das mir gehört, gehört ebenso gut auch
dir!

... In allem Volk seh ich mich selbst, keiner mehr und
keiner ein Gerstenkorn weniger als ich.
Und das Gute und das Schlechte, das ich von mir sage,
sage ich auch von ihnen.

... Wer einen andern erniedrigt, erniedrigt auch mich,
und jedes Wort oder Tun trifft am Ende mich ...

WALT WHITMAN, *Gesang von mir selbst*

Real existierende Personen, Handlungen und Schauplätze werden aus dem Blickwinkel des Autors geschildert. Alle weiteren Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Der Protagonist nennt sich im Text Antonio Brasso. Diesen Namen hat Giuseppe Grassonelli in der Zeit seines Lebens, die im Mittelpunkt dieser Geschichte steht, tatsächlich benutzt.

Inhalt

Cover
Über die Autoren
Titel
Impressum
Widmung
Zitat
An meinen Feind
Unkraut
Die Waffen
Das Geheimnis
Die Überfälle
Linosa
Auf der Flucht
Hamburg
Großstadterfahrungen
Das süße Leben im Salambo
Nina
AIDS
Der Wehrdienst
Wieder in Hamburg
Rückkehr nach Sizilien
Tinos Hochzeit
Das Massaker
Die Feinde

Die Blitzaktion
Giufà
Flucht und Rache
Köln
Warten
Nino
Aktionen
Killer in Nadelstreifen
Lidia
Lidias Welt
Jorge
Der Tag, an dem ich Marco mein Auto lieh
Die Schlägerei in der Disco
Der Abend am See
Irina
Die Sauna
Der Raubüberfall
Der »gute Rat« der Polizei
Il Rosso
Der Holländer
Palermo
Die Frau im Zug
Jorges Schuld
Abschied von Fofò
Selenia
Mailand
Unterschlupf
Die Antwort
Netore
Rino Rizzo
Ich habe die Waffenruhe gebrochen
Falcone
Die Festnahme

Asinara
Der Maxiprozess
Das Urteil
Erika
Der Professor
Von Angesicht zu Angesicht
Das Interview
Totò Cascitedda
Die Abschiedsbriefe
Für immer hinter Gittern
Der letzte Überlebende

Postskriptum

An den Leser von Giuseppe Grassonelli
Erinnerungen von Carmelo Sardo
Nachwort von Giuseppe Ferraro

An meinen Feind

Welch ungeheure Katastrophe hat meine geliebte Heimat erschüttert, mit wie vielen stummen Tränen haben unsere Frauen sie beweint?

Diesen Gedanken richte ich an dich, mein Feind, um dich zu fragen, ob du dich in deinem kurzen, jämmerlichen Leben jemals gefragt hast, ob die Tränen meiner Mutter, die damals auf das Pflaster fielen, nicht genauso bitter und voller Liebe waren, wie jene, die nun deine Mutter um dich weint.

Ich glaube, dass die Tränen einer Mutter um ihren ermordeten Sohn – egal, ob sie um dich oder um mich vergossen werden – einfach nur Ausdruck für einen abgrundtiefen Schmerz sind.

Und wenn ich an die vielen und doch sinnlosen Tränen deiner armen Mutter denke, kommt mir meine Mutter in den Sinn, und eine schreckliche Angst legt sich wie ein eiserner Ring um mein Herz, denn ich weiß jetzt, dass dein trauriges Schicksal auf ewig mit meinem verbunden sein wird.

Dieser unendliche Schmerz wird auf unseren Seelen lasten wie ein gewaltiger Felsblock, und wir werden krampfhaft nach einem Rechtfertigungsgrund für unser Verhalten suchen, und sei es auch nur ein einziger. Aber wir werden nichts finden, außer der kurzlebigen Entschuldigung, dass wir aus ... Rache getötet haben.

*In diesem unendlich großen Meer des Schmerzes
werden wir unweigerlich ertrinken.*

Giuseppe Grassonelli

Unkraut

In dieser Nacht, die sich ganz allmählich, aber unaufhaltsam auf meine armselige Existenz legt, weckt mich das ferne Kläffen eines Hundes aus dem leichten Schlaf. Ich öffne die Augen. Die Dunkelheit meiner Zelle wird nur durch ein schwaches kegelförmiges Licht erhellt.

Das Heulen dieses Hundes, wahrscheinlich ein Streuner, ist eine nicht enden wollende Klage gegen den Himmel. Vielleicht ist es auch eine Hündin, die verzweifelt nach ihren Jungen sucht?

Plötzlich taucht eine Erinnerung aus meiner Jugend in meinen Gedanken auf und meine Lippen verziehen sich zu einem bitteren Lächeln. Ich schließe die Augen und sehe wieder diese eine spezielle Hündin vor mir, dreißig Jahre, ja ein ganzes Leben liegt diese Szene zurück. Laut bellend streckte sie damals den Kopf aus ihrem Versteck. Dann schnupperte sie und schaute sich um. Sie war nervös, verließ ihre Höhle, kehrte dann wieder zurück, als könne sie sich nicht entscheiden. Schließlich schoss sie nach draußen und rannte davon.

Tino 'u Mancinu, Totò 'a Fimminedda, Nello 'u Grossu und ich hatten seit etwa einer Stunde am Felsen gelehnt und auf diesen Moment gewartet. Ich ging rasch auf die Höhle zu, die anderen folgten, dann schob ich meinen Arm hinein und zog den ersten Welpen heraus, der sofort zu winseln begann. Ich drückte ihn Nello in die Hand, dann zog ich den zweiten Welpen heraus und gab ihn Tino. Der

dritte war schlau und hatte sich ganz klein gemacht. Ich konnte ihn zwar fühlen, aber nicht richtig am Fell packen.

»Verdammt, ich muss mich beeilen! Wenn die Hündin zurückkommt, zerfleischt sie uns«, dachte ich.

Ich streckte meinen Kopf in die Höhle und versuchte hineinzuschlüpfen, da hörte ich 'u Grossu hinter mir brüllen: »Heilige Mutter Gottes! Sie kommt ...«

Ich schnellte zurück, ließ von dem letzten Welpen ab, riss meinen Freunden die beiden anderen kleinen Hunde aus den Händen und steckte sie zurück in die Höhle. Dann ergriffen wir die Flucht. Es war nicht leicht, den steilen Berg nach oben zu rennen, aber ich hoffte, dass die wütende Hündin uns nicht folgen würde, weil wir immerhin ihren Nachwuchs zurückgelassen hatten.

Es war nicht das erste Mal, dass wir Welpen klauten. Aber dieses Mal war es anders. Die Hündin fletschte wütend die Zähne und ließ uns nicht in Ruhe.

Plötzlich stolperte Totò und rutschte den Hügel hinunter, wobei er mit dem Kopf auf den spitzen Steinen aufschlug.

»Verdammter Mist«, dachte ich, »dieses Mal hat sich diese Memme aber richtig wehgetan.«

Schon als wir bei der Höhle angekommen waren, hatte er gejammert, er wolle nach Hause und er habe Angst davor, dass die Hündin zurückkommen könne. Totò hatte immer vor irgendwas Angst.

Ich machte kehrt, um ihm aufzuhelfen und ihn in Sicherheit zu bringen. Als ich bei ihm war, versuchte ich ihn zu beruhigen, während er vor Schmerzen schrie.

Die Hündin beobachtete die Szene und war stehen geblieben. Ihr Blick schien sagen zu wollen: »Seht euch diese beiden Trottel an!« Dann drehte sie sich um und verschwand. Die Sicherheit ihrer Welpen war wichtiger für sie.

In diesem Augenblick kam ein Freund meines Vaters vorbei, der auf dem Weg zur Arbeit war. Totò blutete an der

Stirn, sein Bein war verdreht, eine Hand gebrochen, die Haut am ganzen Körper aufgeschürft. Er trug den Jungen zum Auto und brachte ihn ins Krankenhaus, dabei warf er mir einen vorwurfsvollen Blick zu und sagte: »Du schon wieder, Mal'e ...«

Mal'e, *Malerba*, das war mein Spitzname: Unkraut.

Als ich nach Hause kam, wurde ich erst von meinem Großvater verprügelt, dann von meinem Vater und schließlich von meinen Onkeln. Für sie war ich allein an allem schuld. Es hatte wenig Sinn, ihnen zu versichern, dass es nicht meine Idee gewesen war, sondern die der anderen Jungs. Lediglich meine Mutter glaubte mir, doch sie konnte mich weder vor den Schlägen noch vor der Strafe schützen.

Die Männer meiner Familie verdonnerten mich dazu, immer in Totòs Nähe zu bleiben, um ihn zu beschützen: Er war die Schwachstelle unserer Bande. Normalerweise rannte ich morgens in die Schule, um in Form zu bleiben, aber nach diesem Vorfall musste ich Totò im Bus zur Schule begleiten.

Ich träumte damals davon, Fußballprofi zu werden. Mein Herz gehörte Juventus Turin, und meine Helden waren Romeo Benetti und Pietro Anastasi. Ich schwor mir, eines Tages so gut zu sein wie sie. Aber statt eines Fußballs hatte ich jetzt einen Klotz am Bein: Totò. Wegen ihm hatte ich fast jeden Tag Krach mit den anderen Jungs. Er war blöd genug, sich jedes Mal das Pausenbrot klauen zu lassen, sobald ich nicht in seiner Nähe war. Es gab aber auch eine positive Seite: Totò war ein guter Schüler. Von der Grundschule bis zum Mittelschulabschluss, den ich ohne ihn niemals geschafft hätte, machte er meine Hausaufgaben.

Normalerweise lief es so ab: Ich kam erschöpft und verschwitzt in der Schule an, schlief auf meinem Platz ein, und der Lehrer versuchte mich mit ein paar Ohrfeigen zu wecken. Aber nichts zu machen: Ich nickte sofort wieder

ein. Erst als es nach Schulschluss klingelte, wurde ich richtig wach, und erst dann begann mein Tag so richtig.

Wenn mein Vater bei Fiat von zwei bis zehn Uhr die Abendschicht hatte, aßen wir gemeinsam zu Mittag, und bevor er zur Arbeit ging, quälte er mich mit dem Einmaleins. Seinen Ohrfeigen ist es zu verdanken, dass ich das Einmaleins so gut beherrschte, dass selbst mein Lehrer verblüfft war. Eigentlich lernte ich von meinem Vater weit mehr als von meinem Lehrer. Seine Strenge sorgte dafür, dass ich nicht nur in Mathematik, sondern auch in Geografie besser als meine Klassenkameraden war. Im Klassenraum selber war ich allerdings meist geistig abwesend. Ich hasste den Unterricht. Für mich war er reine Zeitverschwendung.

»Ich bin eben Fußballer und kein Bücherwurm«, sagte ich mir immer wieder, um mir Mut zuzusprechen.

In der Schule trieben wir nichts als Unsinn. Wir klauten alles, was nicht niet- und nagelfest war. Nicht, weil wir es haben wollten, sondern einfach so. Eines Tages beobachteten wir, wie ein Eiswagen vor dem Lebensmittelladen stehen blieb. Der Fahrer stieg aus, öffnete die hintere Tür, nahm zwei Kartons mit Eis heraus und verschwand im Laden. Ein Blick zu Tino genügte, wir sprangen in den Wagen und brausten mitsamt der Ladung davon.

Dann holten wir unsere Freunde ab, fuhren ins Grüne und stopften so viel Eis in uns hinein, bis uns kotzübel wurde. Als wir nicht mehr konnten, fingen wir an, uns gegenseitig mit Eis zu bewerfen. Warum wir diesen Blödsinn eigentlich machten, wussten wir selbst nicht. Auch dass wir es dieses Mal übertrieben hatten, war uns nicht bewusst. Das war schlimmer, als Welpen zu klauen.

Alle Kinder in unserem Viertel wurden von ihren Eltern verhört, um herauszufinden, wer dabei gewesen war. Tino, Nello und ich wurden ordentlich verprügelt, aber wir blieben still, »sangen« also nicht. Aber unser Schweigen

half nichts, denn wie immer war das Muttersöhnchen Totò der Verräter, der alles beichtete.

Heiliger Strohsack, was wurde ich an diesem Tag von meinem Vater grün und blau geschlagen! Aber es waren nicht die Prügel, die wehtaten. Unsere Eltern mussten Schulden bei der Bank machen, um den Schaden auszugleichen, den wir angerichtet hatten. Ich wäre vor Scham am liebsten im Boden versunken. Nur meine Mutter hatte Mitleid mit mir. Sie nahm mich in den Arm und wiegte mich wie ein kleines Kind. Dabei murmelte sie immer wieder, sie sei sicher, dass wir einen solchen Blödsinn nicht noch mal machen würden.

Meine Mutter! Was für eine wunderbare Frau! Ich erinnere mich nicht, dass sie jemals die Hand gegen mich erhoben hätte. Jeder ihrer Vorwürfe wurde von einem freundlichen Lächeln begleitet. Ich versprach ihr jedes Mal, dass ich mich in Zukunft gut und anständig benehmen würde. Aber nach ein paar Tagen waren alle guten Vorsätze vergessen. Wer weiß, wie oft ich sie enttäuscht habe.

Unsere Bande bestand aus etwa zehn Jungs. Wenn wir nicht im Viertel blieben und in den Hinterhöfen Fußball spielten, machten wir die Stadt unsicher. Uns entkam keiner.

Unsere Feinde waren die »Vicinzellari«. Sie hatten sich nach Vicinzella benannt, dem Stadtviertel, in dem sie wohnten. Wir dagegen waren die »Indianer«, denn unsere Gegend nannte man das »Indianerviertel«.

Eines Tages waren wir gerade auf der Suche nach den Vicinzillari, die unser Bandenmitglied Memè schwer verprügelt hatten, als wir zwei Carabinieri entdeckten, die ihre Motorräder am Straßenrand aufgebockt hatten. Sie wirkten wie Riesen – jedenfalls kamen sie mir in meinen Kinderaugen so vor.

Während wir an ihnen vorbeigingen, musterten sie uns mit prüfenden Blicken, wir dagegen versuchten, besonders

unschuldig auszusehen. Plötzlich war ein Mordskrach zu hören. Ich drehte mich um und sah eines der Polizeimotorräder am Boden liegen. Ich blieb stehen, als ein Carabinieri auf mich zugeschossen kam und auf mich einzuprügeln begann. Er hielt mich so fest, dass ich das Gefühl hatte zu ersticken. Danach kam noch sein Kollege dazu. Ich war starr vor Angst und versuchte mich zu befreien. Warum schlugen sie mich? Was war überhaupt passiert? Einer der beiden meinte, er habe mich wiedererkannt, und verlangte meinen Namen. Ich nannte ihm einen Namen – natürlich einen falschen. Der Polizist ging, ohne mich loszulassen, auf sein Motorrad zu. Während er über Funk mit der Zentrale sprach, gelang es mir, mich zu befreien und zu flüchten. Der andere Beamte rannte mir nach, übersah dabei aber ein sich näherndes Auto.

Das Auto erfasste ihn und schleuderte ihn brutal auf die Straße. Wie durch ein Wunder überlebte er.

Ich war schockiert. Meine Ohren waren feuerrot, mein Kopf drohte zu platzen, meine Arme schmerzten. Ich rannte weiter, noch nie hatte ich solche Angst gehabt. Ich fürchtete, dass mich die Carabinieri erkannt hatten. Dieses Mal würden mich mein Vater und mein Großvater totschiagen. Dieses Mal war es wirklich ernst.

Als ich bei meinen Freunden ankam, war ich immer noch geschockt und verwirrt, besonders, weil die anderen bei meinem Anblick in Gelächter ausbrachen. Ich kapierte gar nichts. Sie wieherten vor Lachen. Dann erklärte mir einer, was los war.

Das Unglück mit dem Motorrad war passiert, als ich Totò kurz aus den Augen gelassen hatte. Er hatte wohl so fest dagegengetreten, dass es umstürzte. Noch bevor die Geschichte zu Ende erzählt war, stürzte ich mich auf Totò und schlug auf ihn ein. Wie hatte er mir das antun können? Meine Freunde lachten noch immer. Ich verprügelte ihn so sehr, dass er sich sein Leben lang daran erinnern würde.

Und als Totò mich zu Hause verpetzte und seine Eltern mir Vorwürfe machten, war mir das völlig egal. Ich drohte sogar, mir ihn am nächsten Tag wieder vorzuknöpfen. Ich hatte es satt, immer für jeden Blödsinn verantwortlich gemacht zu werden, den er verzapfte. Jetzt war ich bereit, die Konsequenzen zu tragen, Prügel würde ich ohnehin einstecken, so oder so.

Endlich hatte ich Totò aus meinem Leben gestrichen.

Von diesem Tag an waren wir das Muttersöhnchen los. Da waren Tino 'u Mancinu, Nello 'u Grossu und ich uns einig. Und jedes Mal, wenn sich Totò uns näherte, setzte es für ihn Ohrfeigen. Die Anweisung meiner Eltern, immer in seiner Nähe zu bleiben und auf ihn aufzupassen, schlug ich in den Wind.

Aber nach einer Weile mussten auch sie es akzeptieren. Totò hatte sich ins Aus gespielt, ein für alle Mal. Mit ihm hatten wir nur Ärger. Er hätte sich ja doch nicht geändert. Und auch Totò sah das am Ende ein. Er blieb zu Hause und lernte.

Die Waffen

Seit einer Stunde war alles bereit. Tino, Nello und ich hatten uns versteckt und warteten darauf, dass die Distelfinken sich auf unsere ausgelegten Schlingen setzten. Wir schwiegen und bewegten uns nicht, damit die Vögel uns nicht schon von oben erkennen konnten. Plötzlich sahen wir Vincenzo 'u Fitusu auf uns zukommen, ein Schäfer aus dem Dorf, der bei seinen Schafen schlief und sich allem Anschein nach nur sehr selten wusch. Niemand wagte es, ihm zu nahe zu kommen: Er stank schlimmer als ein ganzer Schweinestall.

Vincenzo trug einen großen Jutesack in der einen und einen Spaten in der anderen Hand und sah sich immer wieder misstrauisch um.

Sein Verhalten machte uns neugierig. Ich schaute durch das Fernglas und bemerkte, dass der Schäfer einige Zweige zur Seite schob und dann mit dem Spaten zu graben begann. Fasziniert beobachteten wir ihn weiter. Was ging hier vor?

Vincenzo grub und grub, dann zog er eine große, runde Plastiktonne heraus. Er drehte den Deckel ab und versenkte den Jutesack in der Tonne. Dann verschloss er die Tonne wieder, legte sie behutsam in die Grube, bedeckte sie sorgfältig mit Erde und ging davon, wobei er sich immer wieder verstohlen umblickte. Hatte ihn auch niemand beobachtet? Sobald er weit genug weg war, sprangen wir aus unserem Versteck hervor, gingen zu der

Stelle mit der frisch aufgewühlten Erde und begannen mit bloßen Händen zu graben. Mit großer Mühe bargen wir gemeinsam die schwere Tonne. Ich drehte mit beiden Händen den Deckel auf, dann zogen wir den Sack heraus und schütteten seinen Inhalt auf den Boden: zwei abgesägte Schrotflinten mit Doppellauf, drei Trommelrevolver, zwei Pistolen, mehrere Päckchen Munition und eine Tasche. Als wir Letztere öffneten, entdeckten wir außerdem mehrere dicke Bündel Geldscheine. Viel Geld, ganz sicher mehrere Millionen Lire. Unsere Herzen klopften zum Zerspringen, wir waren wie gelähmt.

Waffen hatten wir schon gesehen, wir hatten sogar schon mit der alten Pistole von Nello Vater herumgeballert. Aber diese hier waren anders: viel kleiner und ihr blankes Chrom glänzte uns entgegen. Wir steckten alles wieder in die Tonne, packten sie rechts und links an den beiden Plastikgriffen und schleppten sie ein paar Hundert Meter weiter, bis zu einem Versteck, das nur wir kannten. Bevor wir gingen, leisteten wir einen heiligen Schwur: Niemals würden wir unser Geheimnis verraten. Niemals und niemandem.

Wir kamen alle sehr spät nach Hause. Mein Vater arbeitete noch in der Abendschicht, aber meine Mutter warnte mich vor, er würde mir eine ordentliche Abreibung verpassen. Ich hörte gar nicht zu, da ich nur an unser neues und großes Geheimnis denken konnte. Rasch schlang ich ein Brötchen hinunter und verließ dann auch schon wieder das Haus, wobei ich ständig murmelte: »Ja, ja.«

Wir trafen uns an unserem üblichen Platz. Auf Tinos Stirn prangte ein Pflaster. Seine Mutter hatte ihm wegen seiner Zuspätkommerei einen Teller auf dem Kopf zertrümmert. Normalerweise hätten wir darüber gelacht – nicht aber an diesem Tag. Unsere Aufregung über das Geschehene war viel zu groß, und keiner von uns wusste,

was weiter zu tun war. Was sollten wir mit unserem Schatz anstellen?

Ich zählte das Geld. Neun Millionen Lire. Neun Bündel mit jeweils hundert Zehntausenderscheinen.

Wir probierten die Waffen aus, am meisten Spaß machten die Trommelrevolver. Wir verballerten fünf Päckchen Munition. Fast wäre die Schießerei schiefgegangen: Tino zielte mit einer Lupara und drückte ab. Doch unmittelbar danach glitt ihm die Schrotflinte aus der Hand, fiel zu Boden und ein zweiter Schuss löste sich. Wir hatten Riesenglück, dass niemand verletzt wurde und keinem durch den Krach das Trommelfell platzte. Schrotflinten waren nichts für uns, das war spätestens jetzt klar.

Als Erstes entschieden wir, die neun Millionen aufzuteilen und jedem einen Trommelrevolver zu geben. Jeder sollte seine Waffe an einem nur ihm bekannten, geheimen Ort verstecken.

Verdammt! Drei Millionen pro Nase. Wer von uns hatte überhaupt jemals so viel Geld gesehen! Um sich vorstellen zu können, welche Summe das damals war, sollte man sich klarmachen, dass mein Vater in den 1970er-Jahren im Monat etwa 450000 Lire verdiente – der Preis für eine neue Vespa, mein großer Jugendtraum. Natürlich konnte ich mir nicht einfach von jetzt auf gleich eine Vespa kaufen, ohne Verdacht zu erregen. Doch ich hatte schon eine Idee: Ich würde den Roller auf einen anderen Namen anmelden.

Einige Zeit zuvor hatte mein Vater mir eine gebrauchte Vespa für 150000 Lire gekauft, damit ich besser zur Arbeit käme. Natürlich hatte ich von dieser alten Möhre nur den Rahmen behalten, auf dem ein Schildchen mit der Seriennummer festgeschraubt war. Ich hatte es abgemacht und auf eine fast neue Vespa montiert, die ich gestohlen und in ein glänzendes Nachtblau umlackiert hatte. Sie sah wirklich schick aus, aber legal war an ihr bloß die Seriennummer. Alles andere, das Fahrgestell, die Räder,

der Auspuff und der 75-Kubik-Motor, hatte ich von anderen Vespas genommen und dann zusammengeschraubt.

Damals, nach der Mittelschule, hatte ich in einer Werkstatt angefangen, um »etwas Vernünftiges zu lernen«, und verdiente 40000 Lire pro Monat. Wie hätte ich mir von den paar Kröten die Vespa meiner Träume leisten können? Zumal ich das Geld sofort bei meiner Mutter abliefern musste.

Eines Morgens, auf dem Weg in die Werkstatt, hatte ich meinen Vater mit einigen Kollegen von der Nachtschicht kommen sehen. Sie trugen schlammverkrustete Gummistiefel. Dieses Bild brannte sich in mein Gehirn. Ich weiß nicht warum, aber danach quälten mich seltsame Gedanken, und an jenem Tag schwor ich mir, niemals ein solches Leben zu führen.

Der Hund heult nicht mehr, er hat sich offenbar beruhigt. In dieser schier unendlichen Nacht rasen meine Gedanken. Ich kehre in meine Jugendjahre zurück und eine quälende Frage, immer die gleiche, drängt nach einer Antwort: Warum? Warum bin gerade ich so geworden? Wenn jeder von uns eine Situation in seiner Jugend, eine Tatsache, eine Episode, eine Freundschaft herausstellen würde, von der die Charakterentwicklung besonders beeinflusst, die Weichen für die Zukunft gestellt und die Richtung des Lebens bestimmt wurden, würde ich mich für diesen weit zurückliegenden Tag entscheiden. Für den Tag, an dem ich – nicht einmal fünfzehn Jahre alt – mit meinen Freunden Distelfinken fangen wollte und dabei einen Schatz aus Waffen und Geld gefunden habe. Wenn ich heute rückblickend darüber nachdenke, glaube ich allerdings nicht, dass dieser Fund entscheidend war. Wichtig, ja, aber nicht entscheidend. Schuld an meiner Entwicklung waren nicht das schlechte Umfeld, die falschen Freunde, wie man in diesen Fällen oft annimmt. Nein. Ich war einfach so. Ich kann es nicht besser erklären. Ich hätte an besagtem Tag auch ganz alleine sein können, und ich hätte doch nicht anders gehandelt. Ich war ein Krimineller, von Kindesbeinen an – auch wenn mir das

damals noch nicht bewusst war. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.

Wir waren eine große Familie, die allein von dem kargen Arbeiterlohn meines Vaters leben musste. In diesem Alter erlaubt es der Intellekt noch nicht, logisch zu denken und entsprechende Schlüsse zu ziehen. Wenn ich etwas sah, das mir gefiel, ich es mir aber nicht leisten konnte, dann stahl ich es. Ich wusste, dass das nicht richtig war. Aber ich verstand es nicht. Und es ist leider so: Je weiter man sich in die falsche Richtung entwickelt, desto schwieriger wird es, wieder umzudrehen. Hätte ich damals gewusst, was ich heute weiß ...! Aber vielleicht wäre ich auch nie zu diesen Erkenntnissen gelangt, wenn ich nicht hier gelandet wäre. Ich blicke ins Leere, die Hände hinter dem Nacken verschränkt, mein Zellengenosse schnarcht laut, so laut, dass die Scharniere seines Feldbetts quietschen. Der kläffende Hund war das kleinere Übel.

Das Geheimnis

Nach unserer Entdeckung vergingen einige Tage, ohne dass etwas passierte. Niemand ahnte etwas von unserem Fund. Aber Nello und Tino hatten es satt, ständig in Angst leben zu müssen. Wo sollten sie die Revolver verstecken? Zu Hause natürlich nicht. Am besten dort, wo wir sie gefunden hatten. Ich dagegen hatte meinen immer dabei, wenn ich unterwegs war, ansonsten versteckte ich das gute Stück in einem Autowrack.

Das Geld gaben wir nach und nach aus, die Versuchung war zu groß. Als Erstes gönnten wir uns eine richtige Fußballausrüstung: Schuhe von Pantofola d'Oro, die damals ein Vermögen kosteten. Und neue Jeans, T-Shirts und Jacken. Die misstrauischen Nachfragen ließen nicht lange auf sich warten. Als meine Mutter mich das erste Mal in meinen neuen Klamotten sah, wollte sie sofort wissen, woher ich sie hatte. Ich antwortete, dass ich mir alles von einem Freund geliehen hatte.

»Kann ich das auch deinem Vater sagen, damit er beruhigt ist?«, fragte sie weiter.

»Sicher, er braucht sich keine Sorgen zu machen«, beschwichtigte ich, obwohl es offensichtlich war, dass sie mir nicht glaubte. Aber gerade deshalb war ich davon überzeugt, dass sie meinem Vater nichts sagen würde. Ihr gegenüber hatte ich allerdings ein schlechtes Gewissen, weshalb ich dazu überging, das Haus in meinen alten Klamotten zu verlassen und mich erst danach umzuziehen.

Nach und nach wurden wir leichtsinnig. Wir begannen mit dem Geld anzugeben. Einmal zog Nello ein Bündel Zehntausender aus der Tasche, um drei Scheiben Wassermelone zu bezahlen, danach wusste das ganze Dorf Bescheid. Inklusive unserer Eltern natürlich.

Eines Morgens, ich lag noch in tiefem Schlaf, zog mich mein Vater an den Haaren aus dem Bett, warf mich zu Boden und prügelte auf mich ein.

»Wo habt ihr die Tonne versteckt?«, brüllte er mich an.

»Was für eine Tonne?«, fragte ich und versuchte mein Gesicht mit den Händen gegen die Schläge zu schützen.

»Du weißt schon ... raus mit der Sprache!«

»Ich weiß von nichts.«

»Dieses Mal bring ich dich um«, tobte er weiter, außer sich vor Wut.

Er schlug so ungezügelt zu, dass meine arme Mutter, die ihn zu stoppen versuchte, selbst etwas abbekam. Als er endlich genug hatte, fesselte er mich an das Balkongeländer.

»Leugnen hat doch keinen Sinn«, sagte mein Onkel mit sanfter Stimme.

»Tino hat alles erzählt«, fügte mein Cousin listig hinzu.

»Unmöglich, Tino hat geschworen nichts zu verraten«, dachte ich. Auf den Trick fiel ich nicht herein.

»Wenn ihr doch schon alles wisst, warum lasst ihr mich dann nicht in Ruhe? Was wollt ihr noch von mir?«

»Hör mir gut zu«, wandte sich mein Großvater mir zu, nachdem er meinen Vater wegen der Fesseln kritisiert hatte. »Dieses Mal ist es ernst. 'U Fitusu war bei mir. Er sagte, *du* hättest ihm eine Tonne gestohlen, in der er etwas versteckt hatte, das er zurückhaben muss. Wenn ihr diese Tonne also geklaut habt, dann steht dazu, und wir geben sie ihm einfach zurück.«

Mit seinen besonnenen Worten hatte mich mein Großvater schon fast überzeugt, aber ich dachte auch an

den Schwur, den ich abgelegt hatte und den ich nicht brechen durfte. Ich beschloss, mich erst mit meinen Freunden zu beraten. Vielleicht würden wir danach alles zurückgeben.

Also sagte ich: »Großvater, ich weiß von nichts.« Und obwohl meine Antwort ihn ganz und gar nicht überzeugte, befahl er allen, mich in Ruhe zu lassen. Er ging zu Fitusu und ließ sich erklären, warum er gerade mich in Verdacht hatte.

»Einige Bauern haben erzählt, dass sich 'u Malerba, 'u Mancinu und 'u Grossu immer in dieser Gegend herumtreiben. Aber Beweise habe ich keine«, musste der Schäfer eingestehen.

Obwohl mein Vater skeptisch blieb, löste er daraufhin meine Fesseln. Er kannte mich zu gut und meinte zu den anderen, sie könnten sich gar nicht vorstellen, was für ein durchtriebener Lügner ich sei.

»*Mich* würde er nie belügen«, sagte mein Großvater, und seine Worte brannten wie Feuer in meiner Seele.

Auch Nello und Tino hielten den Verhören stand. Keiner von uns hatte etwas verraten. Zum Glück war Totò 'a Fimminedda dieses Mal nicht bei unser Aktion dabei gewesen. So blieb unser Geheimnis wirklich ein Geheimnis. Trotzdem hatten wir Angst. Wir hatten begriffen, dass wir in ernststen Schwierigkeiten steckten. Ich versuchte meine Freunde davon zu überzeugen, dass es vielleicht besser wäre, alles zurückzugeben. Aber davon wollte vor allem Tino nichts wissen.

»Ich brauche das Geld, um zu heiraten«, protestierte er.

Mein Vater mit den schlammverkrusteten Gummistiefeln fiel mir wieder ein.

Die Waffen hätten wir freiwillig zurückgegeben, nicht aber das Geld. Und es wäre schwer gewesen, die anderen davon zu überzeugen, dass wir nur die Waffen gefunden hatten. Wir entschieden uns deshalb dafür, alles zu behalten, aber nichts mehr zu kaufen, was uns verdächtig

machen könnte. Mein Vater gab mir weiterhin – jetzt allerdings mit misstrauischem Blick – 1400 Lire Taschengeld in der Woche. Das musste reichen, für Kino, Pizza und Getränke.

Während Tino also schon ganz genau wusste, was er mit dem Geld machen würde, war Nello kurz davor einzuknicken. Sein Vater hatte ihn grün und blau geschlagen, und Tino vertraute mir an, dass er nicht mehr lange durchhalten würde.

Jedes Mal, wenn 'u Fitusu mich traf, sagte er zu mir: »Male', Malerba, du hast mir Geld geklaut ...«

»Welches Geld?«, fragte ich zurück.

»Wenigstens die Waffen könntet ihr doch zurückgeben«, versuchte er zu vermitteln.

»Ich hab keinen blassen Schimmer, wovon du sprichst, welche Waffen? Wenn du nicht mit deinen Anschuldigungen aufhörst, sag ich's meinen Onkeln.« Damit brachte ich ihn zum Schweigen.

Einige Tage später wurden im Morgengrauen in einem Schafstall zwei Leichen gefunden: 'U Fitusu und einer seiner Freunde. Die Nachricht schockierte uns. Wir hatten gleich das Gefühl, irgendeine Art von Mitschuld daran zu tragen.

Am nächsten Tag nahmen die Carabinieri zwei Verdächtige fest, die für den Doppelmord verantwortlich sein sollten, und einer der beiden gab die Tat zu. Sie hätten sich rächen wollen, da ihnen Vincenzo 'u Fitusu die Beute aus einem Raubüberfall gestohlen hatte.

Nello, Tino und ich schworen uns erneut, das Geheimnis unser Leben lang zu wahren – jetzt, da auch wir in höchster Gefahr waren, musste das erst recht sein. Die Angst ließ uns schweigen.

Viele Nächte lang wurde ich von Albträumen gequält und konnte kaum schlafen. Ich hatte mir nicht vorstellen

können, dass unser Dummejungenstreich so schlimme Konsequenzen haben würde.

Immerhin ließ mich dieses dramatische Ende der Geschichte in den Augen meines Vaters unschuldig erscheinen. Er beteuerte meiner Mutter gegenüber immer wieder, wie leid es ihm tue, dass er mich für etwas verprügelt hatte, das ich gar nicht getan hatte. Dass es unrecht war, immer mir die Schuld für alles zu geben. Dass ich eigentlich doch noch ein Kind war.

Ich legte ihm gegenüber eine gewisse Gleichgültigkeit an den Tag, um ihm ein noch schlechteres Gewissen zu machen: Du hast mich zu Unrecht verdächtigt, sagte jeder meiner Blicke. Daraufhin war mein Vater nicht mehr ganz so streng ... Rückblickend war das ein schwerer Fehler.